

Wernfried Hübschmann

NACH DER NATUR

Essays zu den vier Elementen

2017

...

nothing's said till it's dreamed out in words
and nothing's true that figures in words only.

...

nichts ist gesagt, bis es in Worten hinausgeträumt wird
und nichts ist wahr, was nur in Worten wahr ist.

Les Murray

NACH DER NATUR 1

WASSER

Nachdem die Wolken sich tagelang umkreist und belagert hatten, einmal sich dumpf aufeinander zubewegend wie feindliche Heere, einmal sich mit übertriebener Höflichkeit wieder und wieder grüßend und belauernd, nach Tagen also, an denen ständig mit dem Ausbruch des großen Regens gerechnet werden musste, der aber nicht kam, hatte er die Aussicht auf ein erlösendes Gewitter fast aufgegeben. Aber, wie so oft, ereignet sich das Unwahrscheinliche dennoch, allerdings anders und unter anderen Vorzeichen als erwartet oder vermutet, und nicht selten als Eruption. Der von allen Lebewesen aus unterschiedlichen Gründen ersehnte Regen kam, als die Bauern, ungeachtet des Wochentags, grade begonnen hatten, doch noch das Heu einzuholen, als die Tennisturniere dennoch gestartet waren und als die Familien nach langem Hin und Her sich trotzig aufgemacht hatten zur großen, seit Ostern geplanten Fahrradtour. Dann ging alles ganz schnell. Eben noch hatte die Sonne zwischen den schwankenden grauen und blauen

Gebirgsmassiven aus gestauten Tropfen giftig durchgeblitzt, als es auf einmal zu regnen begann, ohne Ansage durch einen Donner, ohne Vorspiel durch irgendein Wetterleuchten oder einen gleißenden Blitz. Der Regen setzte lautlos ein, ohne anzuklopfen trat er durchs Tor, zunächst fein und faserig, dann wuchs er zügig zu einem kräftigen Landregen an, der von seiner Arbeit nicht viel Aufhebens und kaum ein Geräusch machte, und nach weniger als einer halben Stunde hatte die Temperatur merklich nachgelassen und die Natur sich mit den eigenen Gesetzen scheinbar ausgesöhnt. Bereits am frühen Abend konnte man meinen, eine andere, eine neue Jahreszeit sei angebrochen, eine, die man so noch nicht kannte, leise, heimlich und mit einer sanften Gewalt, gegen die auch das verblässende, schlierige Tageslicht nichts auszurichten vermochte, zog sie ein in die Landschaft, in die Erde, in die Gedanken der Lebenden.

Früher, als Kinder, hatten sie an solchen Tagen im Sommer, auf Luftmatratzen liegend, aus dem Inneren des Zelts herausgespäht, waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben und vertrauten der dünnen, dunkelgrünen Haut, die sie schützte und von der das Wasser zunächst abperlte und in klaren Linien bis zur Kante des Überzelts lief, um dann ins Gras zu stürzen und zu versickern. Damals, vor einem halben Jahrhundert, waren selbst die besten Materialien nicht in der Lage, auf Dauer dem Trommelfeuer der Tropfen Paroli zu bieten, und er hatte es mehr als einmal erlebt,

dass das Wasser schnell den ungleichen Kampf gewann, das Zelt unterspülte, irgendwo in einer Falte der knisternden Haut doch einen schmalen Graben eroberte, sodass es bald keinen trockenen Flecken mehr im Innenraum gab, und wenn der Regen mehrere Stunden anhielt, war bald alles, Boden, Luft und Kleidung, klamm und klebrig und es war fast unmöglich, nicht krank zu werden, wenn man den tollkühnen Versuch unternahm, dennoch zu übernachten in dieser tropischen Höhle, in dieser lächerlichen Burg, die längst erobert war vom übermächtigen Feind, der die schrecklichste aller Waffen besaß, schrecklicher noch als Flammen: Wasser.

Wasser, ohne das es kein Leben gibt. Wasser, aus dem zum größten Anteil unser Körper besteht. Wasser, das wir trinken, das wir ersehnen und brauchen, mehr als andere, festere Nahrung. Wasser, das die Erde bedeckt, zudeckt und verbindet durch hunderttausend Flüsse und Kanäle, das sich mischt auf verborgenen unterirdischen Wegen und über Stauseen, Wasserfälle und Rinnsale miteinander redet und sich verständigt, auch da, wo wir es nicht verstehen, weil wir nicht hören können, wie das Bächlein rauscht, der Fluss singt oder der Strom, der meeresbreit ausgeht, poltert und droht. Oder im Delta der Donau sich alles noch einmal vervielfacht und verzweigt in schmale Nebenarme, stehende Tümpel, düstere und brackige Altwässer und einzigartige Biotop, wo noch Fisch- und Vogelarten wohnen, die aus den Wäldern und trockenen Ebenen längst geflohen sind.

Doch was gibt es Schöneres, als im Regen zu stehen, wenn jede Gegenwehr sinnlos geworden ist und die Kleider schon triefen, weil das Gewitter uns überrascht hat beim Wandern über die Felder oder beim Spazieren am Strand, im Angesicht des größeren Gewässers. Dann heißt es, die dampfenden Kleider abzustreifen (gar nicht so leicht) und nackt zu gehen und mit einer schmerzlichen Erinnerung an verlorene Paradiese sich dem Element zu überlassen, das uns trägt, wenn wir schwimmen können, das uns erträgt, wenn wir es verschwenden oder vergiften und das noch da sein wird, wenn wir uns aufgelöst haben werden zu Asche, zu Staub, zu Partikeln, und kein zitterndes Spiegelbild mehr an uns erinnert, in dem wir uns jetzt in dieser Pfütze als Zerrbild erkennen und für einen winzigen Augenblick wiedererkennen.

NACH DER NATUR 2

LUFT

Während einer Bahnfahrt in die österreichischen Berge, wo ich, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, zwei Augustwochen lang an einem Jugendlager teilnehmen sollte, war ich, das steigt mir nun als eine luftverschlossene Blase aus einem tiefen, zerbrochenen Glas ins Bewusstsein, einmal gänzlich dem Wind ausgesetzt, seiner atemraubenden Kraft, seiner herrischen, schneidenden und schnaubenden Gewalt.

Damals gab es noch jene einfachen Fenster in den Zügen, die leicht zu öffnen waren mittels zweier Griffe, links und rechts angebracht wie bei einem Sportgerät. Ich war, von München kommend, wohl schon jenseits der Grenze zum Nachbarland, allein im muffigen Abteil, eine klaustrophobe, seltsam intime Situation mit mir selbst, der Welt abhanden gekommen, fahrend, fliehend und auf einer Freiheitsspur, deren Ende ganz unabsehbar schien. Es war üblich, auf den Haltebahnhöfen diese Fenster zu öffnen, aber gerade dort kam nur Dampf und Gestank herein, es roch nach Schmieröl,

Bremsabrieb, Metall – und den Zigaretten der 70er-Jahre. Auf den Bahnsteigen wurde damals noch geraucht, und in den Zügen gab es Abteile für Raucher.

Doch nun, da der Zug sich wieder schnaufend in Bewegung gesetzt und schon Fahrt aufgenommen hatte, wollte ich die ganze Freiheit auskosten. Niemand war da, der sich hätte gestört fühlen können. Ich schob also die hässlich-dunkelroten und in Falten verschossenen Vorhänge ganz beiseite, zog das Fenster langsam herunter, das Glas war leicht verschmiert und an manchen Stellen fast blind, dann stieg ich auf den niedrigen Heizungsschacht am Boden, steckte den Kopf durch die Öffnung und setzte mich dem Fahrtwind aus. Ich weiß nicht, wie es sich anfühlt, stehend auf den Tragflächen einer zweimotorigen Cessna zu balancieren, nur durch Helm, Brille und Lederkluft geschützt und mit starken Halteseilen fixiert; man sieht solche Szenen in alten Filmen oder in Science-Fiction-Produktionen. Doch nun, mit einfachsten Mitteln, zu fliegen, fast zu fliegen, fast hinausgezogen zu werden vom starken Sog, das war ein Rausch, ein scheinbar billiges und zugleich kindliches Vergnügen.

Ich schloss meine Augen, ganz dem Druck, dem Stoß hingegeben, in einer Luft, die, bei sommerlichen Temperaturen, dennoch kühl, ja schneidend kalt war. Und auf einmal ein Schlag, den ich mit geschlossenen Augen und in meiner Trance nicht vorhersehen konnte. Ein Schlag, ein Schock, ein heftiger Luftknall gegen den Kopf und dann die blitzhafte Erkenntnis, etwas wirklich Gefährliches

überlebt zu haben, und das Überlebthaben, also der Moment danach, der Adrenalin-Kick, das ist, so begriff ich später, der Antrieb für die Extremsportler, Bungee-Jumper und alle Börsenmakler dieser Welt.

Ich war einfach überrumpelt worden. Der Zug war in einen der zahlreichen Tunnel eingefahren auf seinem Weg nach Salzburg. Ich hatte es im rhythmischen Rattern und bei geschlossenen Augen nicht bemerkt. Und für einen Moment schien alles aus, und mit der irren Verzögerung einer Millisekunde kommt nach dem Schock das Leben zurück, nachdem es beschlossen hat, nicht zu Ende zu sein.

Ruckartig zog ich den Kopf zurück in den Innenraum, wie schuldig für etwas schaute ich Richtung Tür. Ich atmete schwer und setzte mich. Der Zug donnerte durch den Tunnel, das Fenster war immer noch offen. Ich stand auf und schloss es. Doch nachdem der Zug den Tunnel wieder verlassen hatte, wie nach überstandener Krankheit, hatte ich mich ein wenig gefasst und war von neuem bereit, mich dem, wie mir jetzt schien, kontrollierbaren Risiko auszusetzen, besser mit offenen Augen, sollten sie doch tränen und brennen. Meine Beobachtungen und Berechnungen führten zu dem Ergebnis, dass irgendwelche Pfosten, Lampen oder die Innenwände des Tunnels unmöglich bis auf zwanzig oder dreißig Zentimeter an den Zug selbst heranreichen konnten. Ob diese Annahme richtig oder falsch war, kann ich nicht mit letzter Gewissheit sagen. Jedenfalls war ich im Weiteren etwas vorsichtiger und genoss umso mehr die

bewusste Wiederholung der Mutprobe, um die es sich zweifelsfrei handelte. Doch auch diesem ersten Mal wohnte ein nicht wiederholbarer Zauber inne. Es kamen noch einige Tunnel bis Salzburg und wieder neue Fahrgäste, die meine Versuchsanordnung zunichte machten. Und seitdem andere Tunnel und andere Krisen, reale und eingebildete Gefahren und Momente, die mir den Atem nahmen und sich mir auf die Brust legten und manchmal noch dort übernachteten.

Aber zu spüren, wie der harte Fahrtwind den Atem nimmt, und wenn dann, gegen alle Wahrscheinlichkeit, der Einatmungsreflex, die Inspiration, wieder stark genug ist, um neue Luft und Erleichterung herbeizuschaffen, diesen Moment vergessen Mund und Lunge nicht, und ich habe ihn im Körpergedächtnis abgelegt, diese Luftgeburt, die mich vorbereitet hat für die Sehnsucht nach der Vielfalt von Wolkenformationen und der beglückenden Einfalt des Himmels.

NACH DER NATUR 3

ERDE

Von der Erde zu sprechen, ist so schwer wie die Erde selbst, so lehmig und lastend, denn es ist ja nicht vom Staub die Rede oder vom Sand, den es in allen Schattierungen und Granulierungen gibt, je nach Herkunft und mineralischen Beimischungen und Färbungen, und der Staub, so sehr er über dem Boden, ähnlich dem Flugsand, eine schwebende Schicht bildet, in den Wüsten oder in den schmutzigen Städten, dieser Staub ist doch scheinbar nicht mehr als die müde Metapher des Alten Testaments, die uns anzeigen will, woraus wir gemacht und wozu wir bestimmt sind.

Einmal, als sein Bewusstsein den Rubikon schon deutlich überschritten hatte, er war etwa vierzehn Jahre alt, hatte er diesen Staub berührt, diesen luftigen Bruder der Erde, mit den eigenen Händen, und er erschrak vor dem, was er sah, spürte und in die Luft wirbeln sah, denn es war die Asche eines Menschen. Die sehr alte, sehr geliebte, verbliebene Großtante Luise, genannt Lu, wohnhaft in Potsdam-Babelsberg, also in jenem anderen Deutschland, das damals grau und müde ging und schwer atmete, war gestorben, und wie schon ihre beiden Schwestern, die andere Großtante also, etwas

mürrisch meistens und altjüngferlich, und seine Großmutter, die Mutter seines Vaters, sollte ihre Urne bei uns im Familiengrab bestattet werden, an einem sanften Ort bei Regensburg, inmitten der Burgruine. Dort waren erst nach dem Kriege, mitten im erzkatholischen Bayern, erste Gräber für die Protestanten angelegt worden, mit denen niemand gerechnet hatte, und die nun als Heimatvertriebene sich niederließen und Wurzeln schlagen wollten. Unser Grab war überhaupt erst das dritte, unweit des ausgetrockneten Brunnens hinter einer Hainbuchenhecke, überwölbt von einer Trauerweide.

Die Urne kam, seltsam genug, per Paketpost, war umschlossen von einem kräftigen grauen Karton, und sein Vater hatte den Gemeindearbeiter gebeten, die Grablege vorzubereiten, hatte ihm die passende Stelle gezeigt, und so bewegte sich an einem trüben Nachmittag im Herbst eine kleine, stille Prozession hinauf zum Burgberg und hinein in den inzwischen um viele Gräber reicheren Garten. Wie es dazu kam, dass er als Jüngster dazu ausersehen war, auf dem letzten, sanft ansteigenden Wegstück, vorbei am riesigen Holzkreuz, das bauchige Gefäß tragen sollte, liegt im Dunkel. Die Szene war feierlich, und er war angespannt mit dieser kostbaren Last zwischen den Händen. Vielleicht drückte er zu fest, sodass der Deckel aufsprang, vielleicht war er gestolpert, jedenfalls lag der messingfarbene Verschluss mit den gekreuzten Palmzweigen plötzlich am Boden, und da es windig war und er sich vor Schreck ein

wenig gebückt hatte, flogen einige Staubfahnen durch die Luft, winzige Knochenstückchen wurden sichtbar, und das Entsetzen war allgemein und gewann keinen sprachlichen Ausdruck. Alles geschah hastig und stumm.

Schnell war das Gefäß wieder verschlossen. Die schmucklose Zeremonie nahm ihren Verlauf, nein, es wurde keine Rede gehalten, kein Lied gesungen, und es war kein Priester oder Pastor zugegen. Sowenig wie bei jener anderen Beerdigung, von der er wenig später durch Erzählungen erfuhr. Lu hatte ihren Verlobten im Ersten Krieg verloren, dann spät doch noch geheiratet, zu spät, um Kinder zu bekommen, und Onkel Eduard, genannt Ed, und sie waren am Ende des Zweiten Krieges beide fast schon siebzig. Der grässliche Sturm hatte alles hinweggefegt, was ihnen lieb und teuer war, die Russen rückten näher, die Lage war aussichtslos, Januar 1945. Beide entschieden, so geht die Erzählung, aus dem Leben zu gehen, schnitten sich die Pulsadern auf, umarmten sich und erwarteten das Ende. Doch sie wurden entdeckt und Tante Lu wurde zurückgeholt in dieses elende Leben und musste nun Abschied nehmen von ihrem Mann. Die Erde war hart gefroren, und so zerrte sie ihn auf eine Karre, suchte einen Baum in diesem Park mitten in Danzig, und mit allerletzter Kraft scharrte und kratzte sie mit bloßen Händen ein wenig den Boden auf, das steife, klirrend-kalte Gras, und deckte ihn mit Zeitungspapier zu und ging, von einer Nachbarin mitgeschleift,

in namenloser Trauer, auf die Flucht. So etwa, so ähnlich muss es gewesen sein.

Die Erde ist nicht nur ein Acker, ein Wald, ein Beet, eine Wiese, ein Sportplatz, ein Hang oder Hügel. Die Erde ist vor allem das, wovon die Schwerkraft ausgeht, die uns festhält und irgendwann wieder aufnimmt, als wären wir vom Baum gefallen wie reife, überreife Früchte, ungenießbar, zu schwer. Die Erde öffnet sich an vielen Stellen und gibt manchmal Blicke frei in eine Höhle hinein, aus einer Höhle heraus. So, wenn man die Gebirge hinzudenkt, wird es schon leichter, von der Erde zu sprechen.

Die Erinnerung selbst ist der Schacht, in den man hinuntersteigen muss, er ist kaum befestigt, und man muss graben und schürfen und sich die Hände zerkratzen und schwärzen im Bergwerk, wenn man etwas zu Tage fördern will, das mehr ist als eine dürre Vorstellung der Vergangenheit, sondern etwas Lebendiges, wieder Vergegenwärtigtes, das so erzählt werden kann, dass es uns heute vor Augen steht und uns jetzt in Bann schlägt und die zerklüftete Zeit überspringt.

NACH DER NATUR 4

FEUER

Nicht nur die Vulkane beeindrucken und beunruhigen uns, wenn sie ihre Magmaströme wie Eingeweide der Erde aus sich drängen und übereinander schieben und immer weiter wälzen und sich ineinander gedreht und geknetet talwärts ergießen, nicht die grässlichen Waldbrände, von achtlosen Wanderern verursacht, sie sind riesig und schrecklich und sie verleiden uns dieses Element, und ebenso sind die qualmenden Reifen in Kalkutta, Kapstadt oder Kingston Town allzu sehr ein Schauspiel, doch ach, ein Schauspiel nur. Nicht die brennenden Ölfelder in Kuwait, die im ersten Golfkrieg, von den Satelliten fotografiert, aussahen wie durch Brandbomben entflammte Häuser. Und selbst die kleineren Feuer, die abends entfacht werden an den Lagern, auf den Zelt- und Campingplätzen und in den Gärten, obgleich uralte Rituale, die uns zusammenbinden, sind nicht die tieferen Berührungen, zumal oft von ihnen nicht mehr blieb als der Kugelgrill, das Barbecue oder der ins Zimmer gemauerte Kamin für lange Winterabende.

Nein, es sind die winzigen Entzündungen des Feuers, wenn es noch kaum ein echtes Feuer genannt werden kann, bevor es lodert oder lichterloh brennt. Das Aufflackern eines Feuerzeugs am Ende der nächtlichen Straße, die Signalfeuer der Positionsschiffe in der Nordsee, die blinkenden Pseudofeuer der Leuchttürme – früher waren es echte Holzfeuer in großen, gusseisernen Körben, bevor die Technik auch hier einen leichten Sieg davontrug und den Beruf des Leuchtturmwärters mit sich nahm.

Am weitesten zurück reicht das Streichholz, dessen rotes Schwefelköpfchen an die allerersten Feuer erinnert. Es gab einen Jungen, er mochte sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, der im schuldlosen Spiel mit der Nachbarsenkelin, am Rande des Sandkastens sitzend, ein Päckchen Welthölzer aus der Tasche zog, eines mit übertriebener Geste entzündete und, um zu imponieren, es im geschlossenen Mund erstickte. Der giftige Dampf quoll ihm aus Mund und Nase. Und das einige Male, bis er, einer Laune folgend, das schwarze und scheinbar leblose Ascheknöchelchen, um zu beweisen, dass alles ganz harmlos sei, der Freundin gegen den Unterarm drückte. Die schaute ihn einen Moment lang entgeistert an, bis der Schmerz zu einer Art Gedanke sich umgeformt hatte, dann stiegen ihr Tränen in die Augen, vermischt mit Enttäuschung und Entsetzen, dann stand sie wortlos auf und ging langsam, gar nicht hastig, davon und verschwand hinter der mit Stroh verkleideten Gartentür. Die Kinder sahen sich nicht wieder, und

vielleicht wären sie ohne diesen aus Dummheit begangenen Fehler und die äußere und mehr noch die innere Verletzung später füreinander bestimmt gewesen. Viele Jahre danach hörte er von ihrer Großmutter, dass sie drei Kinder hatte, ihr Mann war Geschäftsführer eines Möbelhauses – das Übrige zerfällt im Gedächtnis zu Asche.

Alles, was wir sind, sind wir durchs Feuer, für das wir durchs Feuer gehen oder springen, wie wir es früher zur Sommersonnwende getan haben, als Zeichen innerer Reinigung, Verwandlung und als Eintritt in die nächste Phase des Jahres und des eigenen Lebens. Das Feuer ist ein Geschenk des Himmels. „Wohltätig ist des Feuers Macht, / wenn es der Mensch bezähmt, bewacht“, heißt es in Schillers „Glocke“. Der im Mythos gefasste Ausgangspunkt ist ein krimineller Akt, ein Raub, denn Prometheus, „der Vorausdenkende“, hat Zeus „hinters Licht geführt“. Muss man sich Prometheus vorstellen wie einen Gauner, einen Verräter, der Zeus getäuscht hat (was unmöglich ist; Zeus hat nur *gespielt*, die Täuschung nicht zu bemerken, hat also selbst Prometheus wiederum getäuscht, um den Anlass für die Strafe nicht zu verlieren, denn die Tat des Titanen ist wahrlich *in flagranti* zu nennen!) Im Hohlstengel eines Riesenfenchels, so geht die Sage, entführt er das Feuer aus dem Olymp und bringt es seinen Geschöpfen, den Menschen, und erst jetzt beginnt, was wir Zivilisation nennen, noch vor den Städten und Dörfern. Die Urszene freilich ist das abendliche Feuer irgendwo in

der westafrikanischen Steppe, sind die Erzählungen der Jäger, das Murmeln und magische Beschwören, das Singen und Tanzen, das Trommeln und Flöten, und vor allem die Verständigung über Wanderwege, Jagdgründe, wilde Tiere, Gefahren und Gefährten. Die Geschichte *vor* der Geschichte. Vor allem war das gemeinsame Essen ein Stiftungsakt der Gemeinschaft, und alle, mit denen man saß und speiste, nämlich das, was durchs Feuer erst genießbar wurde, konnten keine Feinde sein, und wo man singt, da lass dich ruhig nieder. So entstand, aus der melodischen Mitteilung, aus dem prosodisch-semanticen Motiv, seiner Wiederholung und Variation in Refrain und Litanei, seiner Befestigung durch mündliche Weitergabe und durch das Privileg, am Feuer zuhören zu dürfen und dadurch dazuzugehören, Poesie, Gespräch und dichterische Praxis.

Und noch immer pflegen wir diese Rituale, verehren und besingen das Wetterleuchten am nächtlichen Horizont, entzünden Kerzen an Heiligabend, illuminieren Kirchen und Familienfeste, unsere Städte und Stuben und sind erschüttert von den Entflammungen des eigenen Herzens und dem Entbrennen der Liebe, erschauern beim Lesen des „Feuerreiters“ und setzen uns jener Hitze aus, die von der Sonne ihren Ausgang nimmt und die noch im verglimmenden Streichholzkopf wie ein Echo immer schwächere Glut gibt.

© 2017

Alle Rechte beim Autor

Wernfried Hübschmann
Hebelstraße 33
79688 Hausen im Wiesental
0177 – 3117711

www.wernfried-huebschmann.de
wh@uernfried-huebschmann.de